

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

13. Abschnitt. Zweite Heidelberger Zeit (Herbst 1880-Frühjahr 1882)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

Zweite Heidelberger Zeit (Herbst 1880 — Frühjahr 1882)

In den schönen Oktobertagen von 1880 tummelte ich mich wiederum nach Herzenslust in meinem lieben Schwabenland umher, ritt hoch zu Ross, in blauem Manteltragen, von Ludwigsburg zum Schubartkerker auf dem Asperg hinan und zum Schillerhause nach Marbach, nach gutem, altem Reiterbrauche das Ross vor der Dichtergeburtshauspforte ankoppelnd, um in alten schwäbischen Dichtererinnerungen zu schwelgen. —

Voll Sehnsucht nach baldiger Doktorbestallung, fand ich mich frühzeitig in Heidelberg ein, als einer der ersten, winterverkündenden Eisvögel; mietete mir auf der Anlage (Nr. 45) ein kleines, heimliches Erdgeschoszimmer (in dem seltsamerweise vor und nach mir so ziemlich alle Bewohner am Nervenfieber erkrankt sein sollen), und saß wieder abends beim dampfenden Teekessel wie in alten Zeiten; diesmal nicht als naturschwärmender Weltflüchtling in wolkennahen Turmgemächern, sondern mitten in den Menschenverkehr gestellt, an der fremdenwimmelnden Straße, mich an ihrem Getriebe behaglich ergözend.

Kuno Fischer, Bartsch, Erdmannsdörffer und Behaghel, mein altes wohntes Lehrervierspiel, war wieder beisammen, und das Tonwerk konnte beginnen.

Alle Welt war von der neuen Entdeckung des „Hypnotisierens“ erfüllt. Die Heilwissenschaftler lächelten ungläubig dazu. Da überzeugte ein in Versuchen unübertrefflicher Magneter, namens Hansen, auch die eigensinnigsten Zweifler von der unabweislichen Tatsache. Dieser Europa reisende Herrenmeister gab im Theater eine Vorstellung. Professor Gegenbauer hatte sich mit einem Schwarm seiner Schüler in unmittelbare Nähe des Vorführers auf die Bühne begeben, so daß eine Täuschung ausgeschlossen war. Hansen wählte seine „Medien“ womöglich aus Hochschulkreisen. Unvergesslich bleibt mir, welch unheimliche Macht dieser Mann über seine Gegenstände hatte: knisternd sträubten sich die Haare der Medien

nach den Fingerspitzen des Zaubermenschen, der seine Opfer rohe Kartoffeln für Apfelsinen essen und Tinte für Rotwein trinken ließ, der aus ihren steifen Leibern Brücken über Stuhllehnen schlug und wie ein Sieger über die Körper, als wären es empfindungslose Leichen, dahinschritt. Willenlos folgten ihm die Hypnotisierten vor- und rückwärts in stolperndem Schritt über die Bretter, wohin der Meister der Magnetkunst seine Deute lockte, wie Blechschwäne dem Anziehungseisen des Knaben ...

Bald nach meiner Ankunft begegnete mir in der Hauptstraße Kuno Fischer, der in jenem Winterhalbjahr seine großartigen Vorträge über Schiller las; er lud mich ein, ihn auf einem Spaziergang über beide Neckarbrücken zu begleiten. Der große Professor der Philosophie sprach mit beherdeter Zunge von dem notwendigen Verlangen des Dichters nach stets neuen, fesselnden Gegenständen und behauptete mit Recht: „Ein echter Dichter sehnt sich nach Objekten.“ Mächtig stand er still, sah mich durchbohrenden Blickes an und fragte: „Haben Sie Treitschke in Berlin gehört?“ Ich, in göttlicher Unschuld, ohne mich im Augenblick zu entsinnen, daß Kuno Fischer und Treitschke jahrelang die Häupter zweier feindlichen Lager in Heidelberg waren, gestand mit lauterster Offenherzigkeit der Seele, daß ich ihn so oft als möglich gehört, mich immer von neuem an seiner hinreißenden Rednergabe erhoben habe, daß ich ihn für einen der allerersten Redemeister Deutschlands halte! Da herrschte Fischer mich in ärgerlich gereizter, sich fast überstürzender Weise an: „So, so, finden Sie das wirklich? Ich habe Treitschke einmal gehört. Er sprach über Cromwell. Er hat mir nichts Neues gesagt. Ich habe viel mehr gewußt als er. Es wäre mir geradezu die größte Strafe, ihn noch einmal hören zu müssen. Aus einem Staat, wo d'r Treitschke ein Wort zu sagen hat, wandr' ich aus, wandr' ich aus!“ Ich war belehrt und schwieg ...

Lange Jahre später, als ich längst Heidelberg verlassen hatte und in meiner Vaterstadt schriftstellerischen Neigungen und Arbeiten lebte, tat Kuno Fischer in einer Gesellschaft den für mich ehrenvollen Ausspruch: „Schade um diesen Bierordt, daß er nicht bei uns geblieben ist; es hätte etwas aus ihm werden können.“ Ich bezweifle jedoch, ob ich mich auf die Dauer in einer Hochschulluft glücklich gefühlt hätte; abgesehen davon, daß mein Geschick mir das, was man einen „wissenschaftlichen Kopf“ nennt, versagt und mir dafür einige Fähigkeit künstlerischen Schaffens verliehen hat. Wissenschaft und Kunst sind durch Menschenmachwerk nahezu zwei feindselige Schwestern geworden. Ich habe mich als frei schaffender, in keinerlei Parteischranken eingezwängter, von keiner hochschulmeisterlichen

Ränkesucht beeinflusst, im Wildwuchse völliger Vorurteilslosigkeit sich tummelnder Dichter weit frischer befunden und kraftvoller auswachen können. Der Durchschnittshochschullehrer ist vorab dem schönen Schrifttum nicht ganz grün — so war es wenigstens zu meiner Zeit —, weil er, den die Ruhmsucht und der Ehrgeiz verzehren, den Dichter oder schönen geistigen Schriftsteller um seines anscheinend billiger erworbenen Ruhmes oder Rühmens halber beneidet. Ich biß mich einmal mit einem alten Hochschulmeister herum, der die ungeheuerliche Behauptung zähe verfocht: Uhland verdanke Name, Volkstümlichkeit und Bedeutung seinen acht Bänden deutschkundlicher Gelehrsamkeit, keineswegs aber seinen Dichtungen, und zuletzt mit selbstbewußtem Augenaufschlag seufzte: Wenn ich zu einem anschauen will, dann greife ich zu meinem Schiller! Ein klassisches Beispiel solchen Schlages von Gelehrtenbeschränktheit. Wenn die neidgrünste, kraftloseste Böswilligkeit auf keinen höheren Ist mehr sich versteinern kann, lehrt sie vom Hochstiz in denkbar ungoethischer Weise: nach Goethe sollte kein Mensch mehr dichten! —

In einer seiner ersten Vorlesungen über Deutsches Schrifttum des 18. Jahrhunderts äußerte Bartsch: es sei eine dankbare, noch nie behandelte Aufgabe, die deutschsprachlichen und deutschkundlichen Bestrebungen der Dichter des Göttinger Hainbundes zu untersuchen. Voller Freude über den mir trefflich liegenden, wie für mich geschaffenen Gegenstand, lief ich zu ihm und erklärte meine Bereitwilligkeit zur Bearbeitung. Den ganzen Winter hindurch sammelte ich Stoff für die also betitelte Doktorarbeit: „Die Einwirkung der altdeutschen Studien auf die Dichter des Göttinger Hainbundes.“ Die Heidelberger Hochschulbücherei versagte für deutschkundliche Zwecke fast völlig; nicht einmal die Briefe von Wosß, der von 1805 bis 1826 zu Heidelberg gelebt hatte, waren vorhanden; wogegen die Bücherei der Museums-gesellschaft in erstaunlicher Fülle mit Briefwechseln und einschlägigen Lebensbeschreibungen gespickt war. Aus Göttingen und Straßburg wurde kistenweis allerlei Rüstzeug deutschkundlicher Gelehrsamkeit herbeibefördert, und im Frühjahr 1881 das große Zettelwerk — nach Jean Pauls Anweisung — zum einheitlichen Ganzen verschmolzen. Unter allabendlichen Klängen Beethovenscher Sonaten, die eine lebenswürdige junge Dame mir zu Häupten im oberen Stockwerk spielte, ging die Schmetterlingspuppenentwicklung flott von statten; im Herbst sollte der Falter zur Doktorprüfung ausfliegen ...

Im „Germanischen Seminar“ saß ein junger Mann mit edel semitischer Präge neben mir, dessen kluges, angenehmes Gesicht mir gleich anfangs

aufgefallen war. So mochte der Jüngling Ferdinand Lassalle etwa ausgesehen haben. Wir waren schon eine Zeitlang stumme Nachbarn gewesen, als ich eines Tages in den „Heidelberger Familienblättern“ zwei Fabeln las, die mit dem Namen „Ludwig Fulda“ gezeichnet waren. Zufällig erfuhr ich gleichzeitig, daß mein Nachbar ein Herr Fulda von Frankfurt sei. Ich fragte halb im Scherz, ob gar er vielleicht dieser Fabeldichter, dieser wiedererstandene Gellert sei? Er bejahte es, und wir sind von jenem Augenblick an Freunde fürs Leben gewesen. Fulda war, gleich mir, leidenschaftlicher Naturschwärmer, und manchen Abend haben wir uns mondscheinschwärmend in dem Schloßgetrümmer oder in den Wäldern bei Neckargemünd umhergetrieben. Dabei besaß er eine gesunde, schöne Lebensfreude, war geselligem Treiben geneigter als ich. Wir lasen einander frisch entstandene Gedichte vor; er weihte mich in seine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit, die er eigentlich schon in seinem zwölften Jahre begonnen hatte, ein; ich war erstaunt über seine fabelhafte Formbegabung; er hat im vierzehnten Lebensjahre Sonette, Terzinen, Kanzenen und ähnliche halbscherzliche Verskunststücke, dem Inhalte nach natürlich unreif, der Form nach aber mit überlegener Herrschergewalt, behandelt.

Fulda wohnte zufällig mit meinem alten Schulfreunde Karl Heimburger in einem stattlichen Haus an der Anlage zusammen, in dessen großem Berggarten er uns an regnerischem Waitage sein soeben als erster Versuch vollendetes Verslustspiel „Die Aufrichtigen“ vortrug; nicht lange danach erfolgte die Aufführung am Karlsruher Hoftheater, der er als Gast meines Elternhauses anwohnen und wobei er zum ersten Male die Freude junger Schauspielbdichter erleben durfte: vor die Zuhörerschaft gerufen zu werden. Jetzt mag er, als viel gespielter Bühnendichter, von dieser sauer erkämpften Freude bis zum Überdruße gesättigt sein. In Fuldas Vaterhaus zu Frankfurt erlebte ich öfters reizende Tage, von edelster Gastlichkeit umgeben.

Fulda und mein Verbindungsbruder Rudolf Wartsch, der Sohn meines Lehrers, gingen eine seltsame Wette ein. Wartsch, stark judenfeindlich angehaucht, behauptete: Heine habe keine dreihundert vollendeten Gedichte hinterlassen, was Fulda lebhaft bestritt. Ein Ausschuß von fünf Preisrichtern, dem auch ich angehörte, wurde zum unparteiischen Urteilsprüche bestellt. Mehrere Nachmittage tagte die hohe Schiedsrichterschaft auf Fuldas Zimmer, tiefbedachtam Heines sämtliche Dichtungen durchsinnend; schließlich erkannte der schriftkundige Gerichtshof zweihundertvierundsechzig Heineschen Gedichten den Auszeichnungsgrad „vollendet“ zu! So hatte

Bartsch gewonnen, und Fulda, der Verlierer des grausamen Spieles, „warf“ den Preisrichtern in Anerkennung ihrer Bemühungen eine großartige Bowle in Neuenheim, die mit viel Scherz und Laune veranstaltet ward.

In den ersten Märztagen von 1881 packten mich Fieber und Schüttelfrost — der März war immer mein gefürchtetster Monat — und warfen mich aufs Krankenlager. Zehn Jahre später hätte man es wohl „Influenza“ genannt; aber noch war dies für Ärzte so bequeme Wort im Wörterbuche der Heilwissenschaftler zu neuem Leben nicht erweckt worden. Der Name dieser Krankheit war völlig in Vergessenheit geraten, wiewohl Goethe wie auch Iffland in seiner „Theatralischen Laufbahn“ seiner erwähnen. Die Stadt Mannheim wurde zu Beginn der 1780er Jahre schwer von ihr geschüttelt. Ich bin überzeugt, daß Schillers Lebenskrankheit nichts anderes war als eine vernachlässigte Influenza, woran er sehr gekrankt hatte, die er nie wieder losbekam ... Ich schluckte Brom, lag schlaflos und lauschte dem furchtbaren Sturme, der wilde Sandwellen mit knisterndem Gerinnsel an den Fensterladen trieb.

Große Ereignisse pflegen ihre Schatten vorauszuwerfen. Im künftigen September sollte die silberne Hochzeit des badischen Großherzogspaares und gleichzeitig die Vermählung der Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen von Schweden und Norwegen gefeiert werden. Ich kam in der Osterzeit von einer Fußwanderung mit meinem Freunde Heinrich Haedel nach dem Kloster Maulbronn, dem Zavelstein und der Abtei Hirsau heim ins Karlsruher Elternhaus, als mich der Vorstand des Museums, Geh. Rat Ullmann, aufsuchte, mich zu bitten, für die genannte Gesellschaft ein Festspiel zu verfassen, das im Herbst bei dem Doppelfest aufgeführt werden sollte. Da ich Frühjahr und Sommer zur Vorbereitung für die Doktorprüfung dringend nötig hatte, lehnte ich ab. Allen ferneren, sich plötzlich häufenden gelegenheitsdichterischen Anmutungen zu entfliehen — ich sollte außerdem für eine Gesellschaft von Forstleuten und Bauräten ein Festlied, für die Stadt Baden-Baden einen Gedichtspruch, der in Felsen gehauen, für den badischen Frauenverein einen Reimspruch, der in Silber auf eine Altardecke gestickt, ferner Begleitverse zu einer Uhr verfassen, die der künftigen Kronprinzessin nach Schweden mitgegeben werden sollten — eilte ich spornstreichs nach Heidelberg zurück.

Nächst Fulda war hier mein Hauptverkehr mein alter Schulfreund Heimbürger aus Lahr, mit dem ich zahllose Gänge in das Neckartal oder Rahnfahrten im Mondschein auf dem wellenglitzernden Fluß unternahm. Mein

Freund war Meister im Pfeifen; ihn Schuberts „Leise stehn meine Lieder“ pfeifen zu hören, war ein Kunstgenuß. Heimburger, der später ein geschätzter Rechtslehrer an der Gießener Hochschule wurde, liebte ausländischen Verkehr; ich war so ziemlich der einzige Deutsche seines Umgangs. Durch ihn lernte ich einige die Hochschule besuchende Italiener kennen, die ab und zu abends meine Gäste waren und mir die Hasenschlegel verzehren halfen, die mein Vater als Jagdbeute mir zusendete. Der feurige, jugendliche schöne Graf Bagnolo und der schon greisenhaft ergraute Pioda, der einige meiner Gedichte ins Italienische übertragen hat, waren ein ungleiches Freundespaar; aber in einem stimmten sie als echte Südländer überein: sie machten sich nicht gern bergsteigende Bewegung, sondern schlenderten am liebsten auf der Anlage, sahen sich spazierenlungernd die vorbeizwandelnde schöne Welt an und fuhren einmal im Halbjahr in einem Mietswagen zum Schlosse hinauf...

Manchmal begleitete ich Czerny, den berühmten Großwundarzt, mit dem ich Duzbrüderschaft geschlossen hatte, auf Wanderungen in die Berge und beneidete ihn, der Kufmauls Schwiegersohn war, um seine fabelhaften pflanzenkundlichen Kenntnisse. Zu allen Jahreszeiten, wenn das Neckartal im Blüten Schmuck prangte oder wenn das herbstliche Baumlaub gelb herniederrieselte, träumte ich gern von der Goethebank auf dem Schloß über die Stadt und die im Sonnenuntergang stimmernde Rheinebene hinaus, und versenkte mich in die alte, erinnerungsverklärte Zeit, da der große Dichter und seine Freundin Marianne von Willemer hier weilten. Noch war die hohe dichterische Stimmung nicht durch eine zweite Gedenktafel, die sich aufdringlich neben der ursprünglichen einfachen, an Goethe gemahnenden Tafel breitmacht, gestört. Später brachte man unbegreiflicher, geschmackloserweise dort eine Inschrift an, die besagt: daß Kuno Fischer in Gegenwart des Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise von Baden an der weihewollen Stätte eine Gedächtnisrede auf Goethe gehalten habe! Kein noch so gefeierter Philosophieprofessor und kein noch so schätzenswertes Fürstenpaar sind würdig genug, neben einem Goethe gewissermaßen gleichberechtigt verewigt zu werden. Heidelberg sollte die zweite, den Ort entweihende Gedenktafel entfernen lassen und dem Platze seine alte, ungetrübte Stimmung wiederum verleihen!

Mit Vorliebe richtete ich meine Abendgänge zum Friedhof, um die Gräber von alten Heidelberger Berühmtheiten aufzusuchen und mich stets an Madlers herrlicher Grabchrift zu erfreuen:

„Ist ein Grab dir nach Wunsch, du Pfälzer Dichter, geworden?
Sicher, es ruhet sich leicht hier in dem sonnigen Berg!
Schau hinauf zu den Höh'n, sie sind voll Wein und Kastanien,
Seile die Zweige nach vorn — das ist die fröhliche Pfalz.“

Auf keinem Dichtergrabe habe ich eine dichterisch stimmungsvollere, zur Umgebung passendere jemals gelesen. Es gränzte mich, daß nur eine geringe, in der Nähe des Kirchhofs gelegene Straße den Namen des Dichters führte und keinerlei Mal an ihn erinnerte. 1897 löste ich ein altes Gelübde, das ich damals im stillen tat, ein. Meine Tante Luise Ries wollte im Andenken an ihren verstorbenen Gatten, einen geborenen Heidelberger, seinem Geburtsort ein Geschenk machen. Da bat ich sie, eine Ehrenschuld zu tilgen und dem in Heidelberg volkstümlichen, aber trotzdem vernachlässigten Mundartdichter Madler ein Denkmal zu errichten. Oberbürgermeister und Stadtrat von Heidelberg haben mir bei verschiedenen Anlässen ihre gütige Dankbarkeit für meine Anregung bewiesen: Madlers Denkmal prangt nun längst auf der dortigen Anlage.

Am letzten Maitage 1881 hielt die neue Garnison ihren Einzug. Paukenschlag unterbrach plötzlich Bartschs Vorlesung über deutsche Romantik. Die Stadt hatte gesflaggt und die Häuser mit Grün geschmückt. Jung und alt lief hinter der aufziehenden Wache her. Der Eingang zur Kaserne war tagelang von einem halben Hundert Menschen umlagert, als ob vorher noch kein Soldat auf der Welt zu sehen gewesen wäre ...

Im Juni drohte das Festspielgewitter von neuem: diesmal unentrinnbar. Der Museumsvorstand hatte sich hinter meine Eltern gesteckt, und sie, die sich von der Aufführung eines Festspiels Wunderdinge für ihren Sohn versprochen, setzten mir derart in Briefen zu, daß ich mich um des Friedens willen zur Arbeit entschloß. So entstand „Die Kranzweihe“ in wenigen Tagen, indes ein Komet am Himmel stand, der mit seiner Blut Trauben und Reime reifen zu lassen verhieß.

Mitte Juli fuhr ich nach der Hauptstadt der Zähringer, um einer geladenen Gesellschaft im Museum das Werklein vorzulesen. Ein Hoffchauspieler als Spielleiter sowie der Hofbühnenmaler wohnten der Vorlesung bei, um sogleich Vorschläge zu machen. Der Grundgedanke des Spieles war: Bodensee, Rhein und Rurg, Feldberg, Belchen und Odenwald, die Vertreter badischer Gewässer und Berge, wirken und weihen den Jubelpaaren Kränze zur Huldigung. Beruhigt, das Schicksal meiner Dichtung in so bewährten Händen zu wissen, kehrte ich nach Heidelberg in die Vorarbeiten zur Doktorprüfung zurück. Schon nach kurzem drangen Gerüchte

zu meinen Ohren: im Museumsausschusse seien Meinungsverschiedenheiten ausgebrochen; die einen wollten das Stückchen von Berufskünstlern, die andern von Damen der Museums-gesellschaft aufgeführt wissen. Ich dachte mir die „Kranzweihe“ von wirklichen Künstlern dargestellt. Der Hofbühnenmaler kam auf den unheilvollen, verfehlten Gedanken, die zu feiern den hohen Herrschaften auf einer Empore aufzupflanzen, den Zug der huldigenden Geister nicht vollsichtig allen vorüber, sondern zwischen Jubelpaaren und übrigen Hörern hindurchziehen und ihre Verse an die Festeshelden richten zu lassen, wodurch die beiden fürstlichen Paare und die Zuschauer-masse, worunter eine Menge fürstlicher Gäste sich befand, wie zwei feindliche Heerlager einander gegenüberstanden. Ich konnte wegen der Vorbereitungen zur Prüfung keine Proben mitmachen, ochste Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, und mußte mit gebundenen Händen, mit der Faust im Sacke, dem Karlsruher Unheil seinen Lauf lassen ... Zwanzig Jahre später, 1902, als ich durch meine Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt war, verfaßte ich auf Wunsch der Großherzogin Luise ein zweites und hoffentlich letztes Festspiel, diesmal zum fünfzigjährigen Regierungsehren-feste des Großherzogs Friedrich. Die hohe Dame mischte sich persönlich in die Entstehungsweise der Dichtung ein; ich las sie ihr vor, denn Fürsten pflegen sich in solchen Dingen nicht gern überraschen zu lassen. Wenn ein Dichter wähnt, er könne zuviel des Weihrauchs einer Fürstlichkeit gezündet haben, so täuscht er sich; Fürsten konnte man nie schamlos genug ins Gesicht loben: da sind Vergleiche mit dem olympischen Zeus noch zu schwach und nichtsagend. Worte wie „lustbetränktes Jahr“ mußten als stitlich unzulässig getilgt werden. Die Großherzogin ließ bei den Proben im Theater die Schauspielerinnen wie Schulmädchen manche Stellen wieder und wieder hersagen, so daß eine der Künstlerinnen wie ein Kind vor Ent-rüstung über die Schulmäßigkeit zu weinen anhub. Der an Geduld gewöhnte Leiter der Hofbühne, dem schließlich selber die Geduld zu reißen drohte, sagte mir: „Nun haben Sie diese Götter auch einmal hinter den Kulissen kennen lernen“ — womit er die „Götter“ auf dem Fürstenthron meinte!

Am 19. September 1881 hielt die schwedische Königsfamilie ihren Einzug in Karlsruhe, um der Vermählung ihres Sohnes beizuwohnen. Die Stadt schwamm in Festfreude. Der Marktplatz war mit prächtigen Bäumen geschmückt, in deren Früchten abends Lichter brannten; nie sah ich später bei ähnlichen Veranlassungen solche Pracht, solchen Geschmack wieder; nachher kamen die düster flackernden Lichtmasten mit offenen Flammen auf, die stets an Trauerfeiern gemahnen ...

Die badischen Schriftsteller im weitesten Sinne, sogar alle, die jemals zu Baden in irgendwelchen Beziehungen gestanden waren, gaben eine gemeinsame Schrift „Geschichten und Bilder aus Baden“ heraus, die in allen Schulen verteilt wurde; es sollten nur badische Stoffe darin zur Verwendung kommen dürfen, also ein gelbrotgelbes Buch im höchsten Steigerungsgrade, obwohl der Begriff „Heimatkunst“ noch lange nicht erfunden war ...

Die Stadt wimmelte von auswärtigen Gästen, so daß es stellenweise beängstigend auf den Straßen war. Unsere Freunde Czerny aus Heidelberg konnten eines Abends nicht abreisen, da sie vor Menschenandrang nicht zum Zuge durchzudringen vermochten und im Wartesaal von der gestauten Menge schwebend in die Höhe gehoben wurden. Auf den Trittbrettern, den Wagendecken der abfahrenden Züge standen und lauerten die Fahrgäste ...

Mein alter Gönner Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der ebenfalls anwesend war und mir seine bestimmte Erwartung aussprach, ich möchte mich dereinst in Jena niederlassen, empfing mich in einem Gartensaale des Großherzoglichen Schlosses. Am selben Abend war die Aufführung des Festspiels im Museum. Die Bühneneinrichtung meiner Dichtung, die durchaus wider meinen Willen solchergestalt ins Werk gesetzt worden war, erwies sich als gründlich verfehlt. Zu allem Ärger gefellte sich noch die widerwärtige Wahrnehmung, daß das Festspiel, das mein Heidelberger Verleger Winter in den Buchhandel gebracht hatte, durch „Missverständnis“ vom Museum als Prachtdruck verteilt und verbreitet wurde. Trotzdem Professor Behaghel mich scherzweise tröstete: es widerfahre heute selten jemandem noch, nachgedruckt zu werden, war ich empört. Kurz, Mißhelichkeiten an allen Ecken und Enden, und ich war selig, als ich die Feststadt heiler Haut wieder im Rücken hatte.

Scheffel, der sich allem Festtreiben auf seinem Musensitze Radolfzell entzogen hatte, schrieb mir auf die Sendung des Festspiels:

„Radolfzell Seehalde, 29. September 81.

Verehrter Freund! Besten Dank für die ‚Kranzweihe‘, die in schwingvoller Reinheit der Form und Gedanken mehr von elementarem Walten der Naturgeister, als von den Galauniformen und dem Parkettboden eines Museumsballes in sich verspüren läßt.

Großherzog Karl Alexander, den ich neulich in Konstanz sprach, läßt Sie ersuchen, alsbald nach Druck der Doktordissertation Ihm ein Exemplar oder zwei zu senden. Wollen Sie Ihre Lebenswege nach Weimar und Jena

wenden, so wird er Ihre Wünsche bereitwillig zu fördern suchen; er hat es gern, wenn man ihm direct und vertrauensvoll schreibt.

Mit dem Arrangement der ‚Kranzweihe‘ war er nicht einverstanden, weil die Jubelpaare nicht an der Spitze der Zuhörer, sondern ihnen gegenüber saßen, darum die Genien nur seitwärts oder rückensdrehend ihre Ansprachen hielten.

Meine Gesundheit bessert sich nur langsam und die Musen fliehen vor dem Asthma. Viel Empfehlungen den Ihrigen!

Mit Gruß vom Untersee

Ihr

Victor v. Scheffel.“

Noch wenige Wochen nur trennten mich von der Doktorprüfung. Das langweilige Auswendiglernen von Geschichtstafeln usw. hatte mich fast allen Schlafes beraubt, den ich mir auf künstlichem Wege verschaffte.

Ende Oktober fand in der romantischen, eisenbesponnenen Peterskirche die Leichenfeier Bluntschlis, des großen Rechtslehrers, statt, die ein zwischenvölkisches Gepräge trug; sogar ein Grieche hielt sehr ergriffen eine Gedenkrede in neuhellenischer Sprache ...

Am Vorabend vor meiner Doktorprüfung stattete ich geziemend Besuche bei „Dekan“ und Prüfern ab; Bartsch, bei dem ich als Hauptfach deutsches Schrifttum und als erstes Nebenfach Gotisch, und Erdmannsdörffer, bei dem ich als zweites Nebenfach Geschichte zu bestehen hatte, fragten mich beide, mit welchen Zeitabschnitten ich mich vorwiegend beschäftigt habe.

Am Abend des 17. November 1881 „stieg“ ich endlich in die Doktorprüfung, wobei nach altem Zopfe den Prüfern und etwaigen sonstigen hochschullehrerhaften Zuhörern, ich glaube, sogar auch den beiden Pedellen, auf meine Kosten Wein und Backwerk verabreicht wurde; ein altmodischer, lächerlicher Unfug.

Bartsch, zu dessen Füßen ich fünf Halbjahre lang als treuer Hörer gesessen war, der genau meine Stärke in der deutschen Schrifttumsgeschichte sowie meine Schwäche in der deutschen Sprachlehre kannte, dem ich zu seiner angeblichen Zufriedenheit die Doktorarbeit mit obgemeldetem Stoff aus der Geschichte des Schrifttums im 18. Jahrhundert überreicht hatte, beliebte es, mich eine geschlagene Stunde lediglich in deutscher Sprachlehre spitzfindigst herumzuzufuchsen, scheinbar in der Absicht, meine „Note“ herabzudrücken. Erdmannsdörffer, ehrlicher von Natur, hielt sich treulich an den Zeitabschnitt — es war das Zeitalter der Renaissance —, den ich ihm namhaft gemacht hatte; seine ritterliche Art rettete mich vor einem tückischen

Hereinfall und erhob meinen Grad wenigstens auf „multa cum laude“. Ich war damals im ganzen deutschen Schrifttum so beschlagen, daß ich auswendig wußte, wie oft Dtfried von Weiffenburg sich beim Schnupfen schneuzte und wie viele Strümpfe Frau Ernestine Wof in der Woche stopfte, kam aber durch das völlig unerwartete Uebelwollen meines Hauptprüfers, der sich nicht scheute, nachher wie zuvor die stillvergebende Gastlichkeit meines Elternhauses nach Kräften auszunützen, fast niemals zum richtigen Auspacken meiner hochauf gestapelten Kenntnisse. Bartsch hat gleichzeitig einen andern, ihm ebenso treu ergebenen Schüler, der eine umfangreiche Zusammenfassung über den altfranzösischen Doppellaut „oi“ als Doktorarbeit verfaßt hatte, in umgekehrter Weise bloß in Schrifttum und nicht in seinem Hauptfach, in Sprachlehre, geprüft und jenem Schicksalsgenossen von mir nach seinem offenbar gern geübten Verfahren ebenso die Freude an der Doktorprüfung vergällt wie mir.

Bernünftigerweise bestand noch kein Zwang in Heidelberg, eine Doktorarbeit drucken zu lassen, weshalb ich gern auf den Ruhm, mich als gelehrten Schriftsteller aufzutun, verzichtete und die Hechelarbeit mit Vergnügen für ewig einsalzte. Ob Bartsch durch seine Unstreundwilligkeit mir das künftige Verbleiben an der Hochschule erschweren wollte — ich hatte bisweilen die Möglichkeit einer späteren Niederlassung als Hochschullehrer vielleicht unklugerweise geäußert —, ist mir nicht klar geworden. Am Ende wäre ich nach glänzender Prüfung wirklich geblieben, und es wäre dann — um Runo Fischer anzuführen — „doch noch etwas aus mir geworden“ ...

Zur Erholung von gelehrten Mühsalen und unnötig ausgestandenen Ängsten ging ich auf etliche Tage nach Mosbach im Odenwald zu meinem Better Dymar Schellenberg. An klarem Adventsontage wanderten wir über Neckarzimmern auf rauhem Wege zur Burg Hornberg, wo Götz von Berlichingen seine letzten Jahre verbrachte, sein Leben beschrieb und 1562 starb. In herbem Hornberger Burgwein tranken wir das Wohl von Raubrittern und hinterhältigen Hochschulmeistern. An schneeverwehstem Wintermorgen geleitete ich den Verwandten in behaglicher Amtskutsche zum Gerichtstage nach Buchen und besuchte die Gefangenen im Amtsgefängnis, fühlte ich mich doch selber fast wie ein dem Hochschulkäfig Entsprungener, Befreiter, jetzt erst vom Leben wahrhaft Beglückter!

Den Winter harrte ich noch, ich möchte fast sagen, aus Anstand, in Heidelberg aus. Bartschs Vorlesungen über Deutsches Schrifttum hörte ich freilich nur noch sehr lässig und vergnügte mich lieber zu Pferde, was jedenfalls gesünder und kurzweiliger war.

Auf schönwissenschaftlichem Wege hatte ich den schwäbischen Novellendichter, den Helfer Paul Lang in Maulbronn, kennen lernen und folgte seiner Einladung dorthin; seine angenehme, musikbegabte Frau und ein großer, heranblühender Kinderkreis empfingen mich aufs freudigste. Manche Abendstunde wanderten wir in den mondhellen Kreuzgängen, indes der unheimliche Fausturm in fahlem Lichte herüberglänzte und im Klosterhofe der alte Brunnen rauschte, der schon dem Knaben Justinus Kerner in seine Spiele, wie dem Jüngling Hölderlin in seine ersten, schwermächtigen Liebesträume gerauscht hat. Zum Königsgeburtstage veranstalteten die Seminarsschüler eine Schulfeier, wobei sie das Zwiegespräch zwischen König Philipp und Marquis Posa aus dem „Don Carlos“ in unserfälschtem Schwäbisch hersagten. Auf Gängen zur Reichshalde, zur Elfinger Höhe, durch den Wald nach Schmie, an einem Teich im Dickicht, wo gelbe Schwertlilien blühten, lagerten wir uns und ergöhten uns am Vorlesen von eigenen Dichtungen. O schöne, unwiederbringliche Stunden! Auch du, teurer schwäbischer Dichterfreund, mußt dich längst zum ewigen Schlummer niederlegen und deine vielen Kinder, vater- und mittellos in die Welt gestellt, zurücklassen, ihren dornigen Pfad durch das Menschengewühl sich selber suchend ...

Das Frühjahr 1882 ließ sich ungewöhnlich frühe schon warm an, so daß in den allerersten Apriltagen die Obstbäume auf dem Wege zum Wolfsbrunnen in herrlich schimmernder Blüte standen ... Von einem Ausfluge heimkehrend, bemerkte ich eines Spätnachmittags auf dem Heidelberger Bahnsteige vier Herren auf und ab gehen: es war der junge Prinz Viktor Napoleon Bonaparte, der damals in Heidelberg wissenschaftlichen Arbeiten oblag und den ich zeitenweise fast täglich vor meinem Fenster auf der Anlage vorüberreiten sah, mit seinem Vater, seinem jüngeren Bruder und noch einem Begleiter. Der alte Prinz Jérôme Napoleon, als „Plon-Plon“ weltbekannt, machte mit seinem tänzelnden Gang in auffallend kurzen Beinkleidern, mit dem Einglas ins Auge geklemmt und fuchtelndem Spazierstöckchen in Händen, eher den Eindruck eines Zirkuskünstlers in Bürgerkleidung als eines „Empereurs“ der Zukunft. Die Ähnlichkeit seiner halbmondförmigen Gesichtszüge mit denen seines großen Oheims, Napoleon I., war unverkennbar. Damals rechnete man noch vielfach mit einer möglichen Schilderhebung des liebeshändlerberühmten, aber für etwas feige geltenden Abenteurers, des echten Sohnes seines weiland westfälischen Morgenwiederluschtigvaters ...

Schwer nur riß ich mich von Heidelberg in seiner hellen Blütenpracht los, hing ich doch trotz mancher Schatten und Wolken mit warmer Liebe stark an ihm. Da ich keine Beamtenzukunft, keine Hochschullehrerlaufbahn vor mir sah, lag das Leben von Nebeln noch verschleierter vor mir, als vor dem sonstigen Menschendurchschnitt. Für den Augenblick mit der Trennung von Heidelberg mich etwas ausführend, war die tröstlich beglückende Aussicht, nunmehr ein Jahr in Nord und Süd umherstreifen, fesselnde Menschen sehen, herrliche Landschaftsbilder in meine Seele füllen zu dürfen, nach allen Seiten hin mich ausbildend, auslebend, austreifen lassend.

Freund Heimburger hatte mich zunächst in sein gastliches Elternhaus nach Lahr geladen, dort einige Zeit zu verweilen. Die fleißige Gewerbestadt bildete damals eine Art badischen Parnasses: Ludwig Eichrodt, der humorvolle Sänger zahlreicher Burschenlieder, Friedrich Gesler, der hochachtbare Selbstlehrer und Verfasser von zuweilen etwas schrullig-heitern Dichtungen, und Ludwig Auerbach — er verwahrte sich feierlich dagegen, ein Verwandter Berthold Auerbachs zu sein —, der friedliche Dichter lieblicher Schwarzwaldheimatlieder, lebten in Lahrs Mauern. Für Eichrodt war es schade, daß er nicht ganz seiner Muse leben konnte und sich zeitweilig aus äußeren Gründen zur Rechtswissenschaft zwingen mußte; niemand hätte diesen Beruf lieber und schneller an den Nagel gehängt als er. Kein Wunder, daß man sich in Lahr allerhand Schnurren über seine rechtswissenschaftliche Unlust zuraunte. Mir sagte er einmal: „Da gibt's Leut', die mir's übelnehmen, daß ich nicht ausschließlich meinem amtsrichterlichen Beruf lebe und auch noch Gedichte mache: das sind ja die Blumen, die auf jenem Mist wachsen.“ Mit allen drei Dichtern freundete ich mich an. Auerbach starb leider noch im selben Herbst, Gesler einige Jahre danach in kräftiger Mannesblüte. Eichrodt besuchte mich noch ab und zu in Karlsruhe.

Da ich häufig in Privatreisen mit Glück meine Dichtungen vorgetragen hatte, schlug man mir im Lahrer Freundeskreise vor, einen öffentlichen Vortrag zu veranstalten und meine Sachen dort etwas bekannt zu machen. Gern ergriff ich die mir in einer kleineren Stadt zum ersten Male gebotene Gelegenheit und zeigte in den Ortsblättern eine Vorlesung „zugunsten der Armen Lahrs“ an. Nun hatte ich alle Freuden eines reisenden Kunstunternehmers durchzukosten: einen Saal zu mieten, Eintrittskarten drucken zu lassen, vor Stadträten und Zeitungsbesitzern den krummen Lorenz zu machen usw. — nur die Wohltätigkeitsaufschrift, die ich vorsichtshalber

der Geschichte aufgeklebt hatte, erleichterte das Abenteuer ein klein bißchen; denn wer mochte sich groß für einen unbekanntem Dichterjüngling ins Zeug werfen? Seit jenem ersten öffentlichen Vortragsversuche weiß ich, daß es kein ärgeres Hundeleben geben kann, als das eines berufsmäßigen Unternehmers von Vorträgen, Musikabenden und ähnlichen Veranstaltungen. Doch Lust und Liebe zur Sache, und vorab die Jugend, überwandten schließlich die Schwierigkeiten.

Wie wenig kannte ich damals noch die Menschen! Aus harmloser Unkunde der Verhältnisse hatte ich mir in dem kleinen Städtchen etliche hundert Eintrittskarten herstellen lassen! Der äußere Erfolg war nicht glänzend, wohl aber der innerliche; denn das halbe Hundert erschienenener Hörer kargte nicht mit dankbarer Beifallsfreude. Später habe ich noch häufig Vorträge gehalten, aber nur der Einladung von Vereinen und Gesellschaften folgend; da hat man seine gesicherte Hörerschaft und braucht nicht bettelnd hinterherzulaufen; mit Vergnügen aber denke ich jenes mühsamen, sauern Lehrer Erstlingsvortrags, jener rednerischen Feuerkaufe.

Jeder Redner erlebt bei solchen Gelegenheiten etwas Ergögliches. Ludwig Fulda hatte einmal in einem schlesischen Gasthause zu sprechen; vor Beginn des Vortrags sah er noch im Saale nach dem Rechten; da tröstete ihn der Gastwirt: „Beruhigen Sie sich, es ist für alles gesorgt; es sind schon viel solche Akrobaten wie Sie bei mir gewesen.“ Otto Roquette sprach gar einmal auf der Liebhaberbühne einer deutschen Kleinstadt; der Vorhang ging vor ihm und seinem Redepult auf und er stand in einer grünen Waldlandschaft — sehr passend für den Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt“ ... Die Lehrer Dichter hatten sich alle zu meinem Vortrag eingefunden, und Eichrodt weisagte mir feierlich in seiner trockenen Weise eine „Dichterkunft“. —

Aus einem nervengereizten, verstimmtten, greisenhaften Menschen, der ich die letzten Monate vor der Doktorprüfung gewesen, war ich über Nacht wieder ein junger, frischer, lustiger Bursche geworden, der sich wie ein Füllen, dem man das schnürende Sattelzeug abgeschmalt, in göttlicher Freiheit bewegte, überschäumenden Hochgefühls in das blühende, von der Frühlingssonne des Glückes bestrahlte Leben hineintummelte. Von namenlosem, unbestimmtem Drange war meine Seele schier zum Bersten gefüllt.